

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 17 (1913)
Heft: [11]

Artikel: Sonsonate
Autor: Strasser, Charlot
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-587617>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

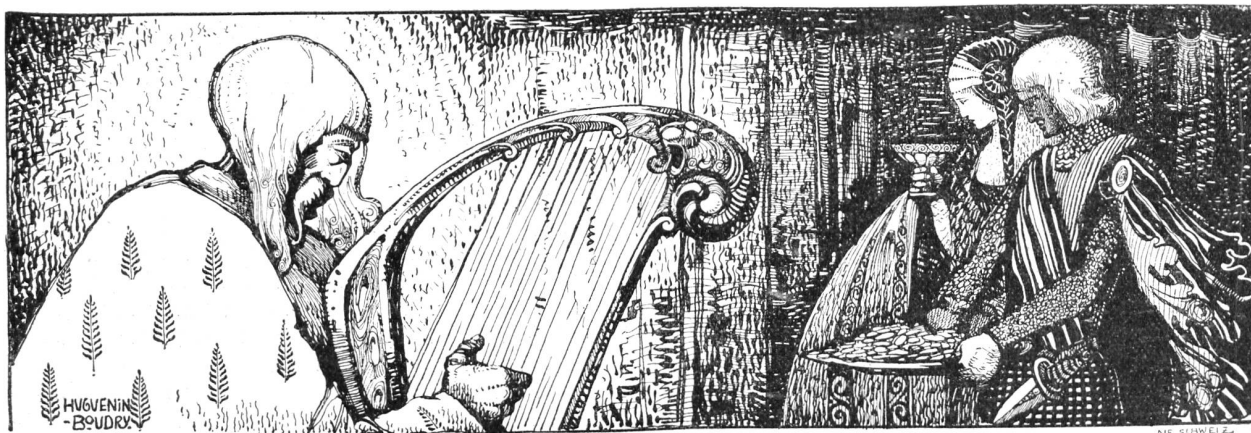
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Sänger

Der Sänger schwieg. Im hohen Ritteraal
Hoben die edeln Frau und kühnen Degen,
Gerührt von seinem Lied und satt vom Mahl,
Mit frohem Ruf ihm Arm und Hand entgegen.

Um wei Glock wob einen Jugendglanz
Ihm seine Kunt: so stand er, still bescheiden,
Sah nur, mit wehem Mund, der Berge Kranz,
Als sann' er noch die vorgetragnen Leiden.

Wer aus dem Kreise selbst einmal gefühlt,
Wie hei und selig Liebe kann durchdringen,
Dem trat sein eigen Schicksal, sanft gekühlt,
Lächelnd zur Seite aus des Alten Singen.

Den Jungen lag's wie Ahnung in der Luft,
Su uberredend, stark wie Sommers Leuchten;
Was welke Lippen sprachen, reif zur Gruft,
Es wispert leis zurück von roten, feuchten.

Da rief der König: „Preis sei solchem Lied,
Mit dem der Sänger Feste wei zu würzen,
Und wenn er sonst von kargen Türen schied,
Will ich ihm heute seine Armut kürzen!“

Ein Wink, und aus dem Schatze springt das Gold,
Von einem Knappen vor den Greis getragen;
Ein Magdelein reicht den vollen Becher, hold,
Da es dem Muden besser mög behagen.

Der König aber und die Gastefchar,
Stolz auf die Fülle ihrer freien Spende,
Nehmen gespannt des Alten Treiben wahr,
Ob er zu Dank und Ruhm nicht Worte fände.

Der Sänger schlurft den Wein, der duftend labt,
Steckt ein das Geld, den Lohn so hohen Strebens,
Dann, mit der Harfe, bei der Tür: „Ihr gabt
Zu leben mir — ich euch den Glanz des Lebens!“

Ronrad Falke, Zürich.

Sonsonate.

Erzählung von Charlot Straer, Zürich.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck verboten.

Von Acajutla fährt man in einer kleinen Stunde mit der Bahn nach Sonsonate, der ersten groeren Station auf dem Wege nach der Hauptstadt San Salvador. Wer in der Tür des hintersten Wagens steht, sieht die silbernen Schienen in tiefblauer Urwaldhohle verschwinden. Ohne Unterbruch rollt der Zug inmitten einer Allee mächtiger, durch Lianen verfilzter Mangobaume. Hoch über ihnen berühren sich Palmenkronen. Sie und da öffnet sich ein Fenster aus dem Tunnel, dann blickt man auf weite gelbgrüne Zuckerrohrfelder oder von Kaffeestrauchern dunkel überwucherte Hügel. An den kleinen Stationen sind Mauern von Kaffeesacken aufgestapelt.

Zu den kühlen alten Steinhausern Sonsonates führt hinter dem Bahnhof eine kühn überwölbte Steinbrücke. In der Schlucht darunter standen Wäscherinnen bis zu den Knien im schäumenden Wasser; von den Bronze-armen perlte das erfrischende Feucht, und die nassen

Kleider schmiegteten sich an die naturfrohen Körper wie Gewänder griechischer Statuen.

Neben der Brücke lag ein alter spanischer Gasthof, Hotel Blanco y Negro. Er gehörte einem Sevilianer-adligen, Don Arturo de Sosa, mit dem ich mich bald gut verstand, war er doch in einem Institut meiner Heimat aufgezogen worden, sprach sogar deren Dialekt. Er hatte meinem Spanisch den Akzent angefühlt; Frage und Gegenfrage führten uns bald zu gemeinsamen Bekannten, und die Freude war gro. Man denke: im Innern der Republik San Salvador!

Am nächsten Tag ritten wir zusammen, nachdem mir Don Arturo ein Paar handtellergroer gezackter Silberrader an die Schuhe gebunden hatte, auf einheimischen Pferden, die den bequemen und für den Reiter wenig ermüdenden Pagang gingen, ein gleichmaiges, rasches Mittelding zwischen Trab und Schritt,

nach dem Indianerdorf Nahuyzalco. Die Straße galt als ausgezeichnet. Bald bewegten wir uns in tiefen breiten Furchen, welche die Ochsenfarrenräder ausgeschliffen hatten, bald oben auf den Hügeln zwischen diesen Furchen. Gelegentlich sperrten von Ochsen im Joch gezogene Gefährte, deren Räder aus klobigen Brettern gezimmert waren, den Weg, dann wieder begegneten uns leichtgeschürzte Indianerinnen.

Das Gespräch neigte sich bald der Politik zu. Ich verglich oberflächlich Zentralamerika mit dem revolutionären Rußland und erzählte von meiner Freundin Ada, die auf sogenanntem administrativem Wege von Soldaten meuchlings erschossen worden ist. Don Arturo kam in glühende Erregung, er wolle die Episode als warnendes Beispiel für Salvadors Jugend dramatisieren — morgen noch werde er mit der Arbeit beginnen. „Mañana!“ sagte er, dieses allen Süd- und Mittelamerikanern geläufigste Wort momentanen Affekts, das nie gehalten wird und das an sich alle Zerrüttung der armen Republiken erklären könnte — „Mañana!“ und setzte mir naiv und von technischen Bühnenkenntnissen unworereingenommen die Exposition der neuen Tragödie auseinander.

Dann erinnerte er sich, daß er selbst auch einen dramatischen Stoff mit politischem Hintergrund erlebt habe, weil er einmal bei der Präsidentschaftswiederwahl nach eigenem Ermessen seine Stimme abgegeben hatte. Als er zu erzählen begann, schien er die durch und durch verschlungenen Gebüße, welche die Straße einrahmten, mit den Blicken zerteilen zu wollen; denn überall lauerten die Spione der Regierung. Ein ganzes Regiment junger Leute, die kein Gewerbe, immer aber Geld aus unversieglischen Quellen hätten, seien im Lande verstreut; man zähle sie zu den beliebtesten und trinkfähigsten Gesellschaftern, und wenn sie gar Verwandte höherer Beamten seien, kämen sie bald auch zu Rang und Ehren. Kurz, er habe an einer geheimen Lustbarkeit, bei der lauter vertrauenerweckende Jünglinge zugegen gewesen seien, soweit man dies aus den genossenen Brauntweinnengen schließen durfte, und man habe mehr getrunken als gesprochen, mit andern jungen Leuten beschlossen, der regierende Machthaber sei nicht wieder zu bestätigen — weiter nichts. Am nächsten Morgen holten die Soldaten Don Arturo und steckten ihn ins Loch. Ein fensterloser, enger Raum; in der Mitte des Lehmbofens die Abortgrube; an zwanzig Räuber und Strauchdiebe, ferner Insekten aller Art bis zu großen Ratten als Gesellschaft. Seine Geliebte, die in Sonfonate herum bekannt gewesen sei als „die Kleine“, „La Chica“, Abkürzung und Koseruf für Franziska, habe sich aber für ihn ins Mittel gelegt. Einige Wochen später, nachdem etwas Gras über die Geschichte gewachsen war, wandte sie sich an die Regierung und beteuerte, Don Arturo sei in der kritischen Nacht ihr Genosse gewesen. Sie beschwor es, und de Sofa wurde entlassen. Freilich hüßte er bei dieser Gelegenheit seine Häuser, die er durch Spekulation erworben hatte, ein. Seither sei er Wirt vom „Blanco y Negro“.

„La Chica,“ seufzte er und schwieg auf dem übrigen Weg. Er war an eine Saite seiner Seele geraten, die verstimmt klang und Gefühle aufstörte, denen es besser

zu sein schien, wenn man sie einstweilen nach außen hin absperrte.

In Nahuyzalco angekommen, erklärte er plötzlich, Strohwitwer zu sein — ich möchte ihn darum bis sechs Uhr entschuldigen — und verschwand mit dem Pferd in den Büschen, in welchen die Lehmziegelpalmbblätterhütten eingebettet waren.

Ich ließ meinem Fuchs die Zügel hängen. Er führte mich zum Brunnen auf den Dorfplatz und streckte die Zunge tief ins kühle Naß, rupfte sich einige Büschel Gras vom Boden und bog dann mit verständnisvollem Instinkt in alle Gäßchen, wo schöne Mägdlein wuchsen. Und die wuchsen überall.

In einer Hütte war eine Kapelle improvisiert. Da knieten sie vor dem kerzenbeleuchteten Altar und beteten. Als ich aber vorbeiritt, drehten sie sich alle um, riefen leise Spottreden, ließen die Augen hin und wieder wandern und beteten gewiß erst wieder, als ich lang außer Sicht war.

Vor einer etwas geräumigeren Hütte, offenbar der eines Dorfältesten, standen sie in weitem Bogen und schauten einer eigenartigen Prozession zu. Zwei braune Burschen hielten Hellebarden in den Händen, zwei andere Fahnen und wiederum zwei andere kleine Stöcke, mit allerlei bunten Schnüren behängt. Zusammen führten sie eine Art Menuett auf, bei dem die Musik auf Trommeln von zwei Buben in ohrenbetäubenden Wirbeln geschlagen wurde. Sie lüfteten vor einander die Panamahüte, machten sich ungeschickte, tiefe Referenzen, wie Gymnasiasten im Tanzkränzchen — ein alter Mann mit dünnem Ziegenbockbart stand im Hüttenort und nahm alles mit steifem gravitäischem Gebaren entgegen. Die Mägdlein folgten mit angehaltenem Atem der Prozedur, die an eine Geisterbeschwörung denken ließ. Ob in der Hütte ein Bessener lag? Ob sie den Teufel austreiben konnten? Aus halbzerfallener Behausung im Gäßchen um die Ecke erscholl Gesang und Weiberfreudengekreisch. Gestern habe ein Polizist sich erschossen, nun sei die Leiche zu einer Dirne ins Haus geschafft worden. Je mehr gelacht, getanzt, getrunken werde, desto mehr sei dem Toten Ehre erwiesen ...

Mit etwas schweren Gedanken suchte ich den Dorfausgang. Die Abendsonne vergoldete Schmutz, Unrat und Armseligkeit. Auch der wartende Don Arturo war zufrieden. Als ich meinen Gefühlen Luft machte, fiel er mir in die Rede. Ein ähnlicher Anlaß habe vor Jahren zum ersten heftigen Streit mit Franziska geführt. Als sein und ihr Kind — sie sei nämlich seine Frau geworden, und doch nicht seine Frau, denn seine erste Gemahlin lebe noch ungeschieden von ihm in Sevilla — als das Kind gestorben sei, da habe sich Franziska durchaus nicht von ihm trennen können, habe alle alten Freunde und Liebhaber um sich versammelt und ein Fest von drei Tagen veranstaltet, bis die Polizei eingeschritten sei, dem Treiben Halt zu gebieten und die Leiche begraben zu lassen. Er könne die Geliebte so wenig wie damals verstehen. Aber eben dies sei die erste von unzähligen Meinungsverschiedenheiten zwischen ihnen gewesen. Es stecke etwas Unerklärliches in ihm, das ihn dennoch immer wieder zur Liebe wider sie zwingte.

Dann erzählte er mir seine Geschichte, aus der ich, nebst allem, was ich nun schon mit ihm erlebt hatte, schließen konnte, daß Don Arturo ein echter Bürger seiner zentralamerikanischen Heimat geworden war und daß er die alte Heimat, in der er sich nicht halten können, wie viele seinesgleichen, mit einem ganz glücklich gewählten Erdenwinkel vertauscht hatte.

Der Grund in Don Arturo war ein weiches, überschwengliches, nach außen drängendes Gemütsleben. Dazu gekommen als äußere Form: das abgeschlossen, starr, zeremoniell sich gebende Wesen des Spaniers, das Maskenhaft eines in seiner hoffärtigen, mittelalterlichen Weltanschauung für sich allein stehen gebliebenen Menschen, der sich an keine fremde Umgebung anpassen kann und sich nur bei seinen gleichgearteten Landsleuten zu halten vermag. Don Arturo geriet in beständigen Streit mit dieser seiner Abstammung. Er war nun einmal seelengutmütig, er besaß nur allzuvielen Gefühle, die ihn mitteilhaft machen, die national ererbte Form durchbrechen lassen und ihn bald auf Wellengipfel höchster Begeisterung treiben, bald unter sich begraben wollten.

Da er aber seine Unzulänglichkeit, eben um seiner übers Ziel schlagenden Empfindungen willen, am meisten seinen formbewußten Landsleuten gegenüber, spürte, konnte er zu Hause niemals glücklich bleiben, bezte es ihn fort und fort, ohne daß er es freilich wußte, sich seine Veranlagung peinlich sichtbar zu machen. Zumal, wenn er die niederdrückenden Gedanken in sich hatte, mußte er auch äußerlich sich unterdrückt sehen, mußte Sklave sein, willenloses Werkzeug eines ganz entgegengesetzt gearteten, eines starken, herrischen, verschlossenen Menschen. So hatte er seine stolze, nur in der von einem Eisenspanzer umtarrten Gefühlswelt lebende Doña Maria gefunden, hatte ihr sein väterliches Erbgut vor die Füße gelegt, hatte sie geschmückt und gehalten gleich einer Königin, sinnlos, kunstlos, und hatte dafür weder einen Dank, geschweige denn ein einziges, ihm wirklich zugedachtes Liebesgefühl erhalten. Wie er sich unter ihren Launen in seinen schwachen Stunden wand, so ließ er sie entgelten, wenn seine eigenen Begierden in plötzlicher Aufwallung danach gelüfteten, die Welt zu umarmen; dann zwang er sie gelegentlich, dann mußte sie ihm zu Willen sein, ob sie fühlte oder nicht, Lust empfand oder nicht, zu allem, was seine leidenschaftlichen Sinne sich vorspiegelten. Die Rache blieb nicht aus, wenn er wieder unterlag. Das wechselte so, auf Höhen und in Tiefen, in steter Qual und Unbefriedigung, die nicht zum geringsten daraus entstanden waren, daß seine Leidenschaften, gefesselt von den heimatlichen Sitten, sich nie wirklich austoben konnten, bis sein letzter Beseta verschleudert war, bis er in Zernirschung sie bat, ihn nun von ihrem Erbteil leben zu lassen, sie aber, von seiner Verzweiflung völlig fremd berührt, sich von ihm wegwandte. In seiner feudalen Vaterstadt war er damit unmöglich geworden; vor die Gerichte fordern zur Scheidung konnte er die immer noch, gerade um ihrer Grausamkeit willen, angebetete Frau, die ihn unverzüglich, sobald seine Geschenke versiegt waren, gegen die Geschenke eines andern zu betrügen begonnen hatte, nach dem Ehrentodex der spanischen Edelleute nicht.

Eine kirchliche Trennung war von vornherein unmöglich. So blieb es das Einzige, in die übliche neue Heimat seiner Väter und Urväter überzusiedeln, das erste Schiff, das südamerikawärts fuhr, zu betreten. Ein Bruder half ihm zu Anfang. Und da es in Salvador, wo er schließlich gelandet, keinen so strengen Kavaliertatendehismus mehr gab wie zu Hause, konnte er, seiner Veranlagung entsprechend, bald tief darniederliegen, materiell wie geistig, bald glücklich spekulierend wieder zu den Einflußreichsten der Stadt Sonsonate gehören. Auch einen Ersatz für die eisige Herrin Maria hatte er bald gefunden, wenn schon in entgegengesetztester Art, was wiederum seinem Charakter getreu entsprach, indem er die frühere Dirne Franziska, die es in ihrem Beruf gelernt hatte, mit den Männern zugleich die Gefühle zu wechseln, ihm nun aber, wie er versicherte, in makelloser Treue ergeben war, zu sich ins Haus nahm. Wie ein Blütenregen entquollen in üppigen spanischen Metaphern die Worte für die Geliebte seinem begeisterten Herzen, nahezu prahlend von ihrer geheimnisvollen Wildheit und der ihn immer wieder fesselnden Launenhaftigkeit. Eben auch von ihr, gab er freilich zu, mußte er sich in seinen bösen Stunden namenlos quälen lassen. Sie setzte ihm den Fuß, gestählt mit allen unfasslichen Einfällen ihrer indianischen Rasse, so fest in den Nacken, daß er sich ohnmächtig darunter krümmte und die Liebe verfluchte; ließ sie ihn los, so küßte er im selben Augenblick wieder inbrünstig den Saum ihres Gewandes und nahm widerstandslos das Kreuz ihrer stets neugestaltigen Dentweise auf sich. So stürmte sein Innenleben unentwegt dahin, bald in trunkenen, an den Wahnsinn grenzender Liebeseligkeit, bald in Selbstdemütigung und bitterlicher Reue über sein zügelloses Treiben. Eines fehlte, aus diesem sonst von hohen Wünschen beherrschten Dasein ein großes zu machen, die Ehrsucht. Aus ihr heraus hätte er wachsen können, um in den Stunden der Erhöhung Taten durchzuführen, die er in der Erniedrigung nicht wieder zu zerstören vermochte. Aber gerade diese einzige Leidenschaft fehlte ihm, daß er, vorübergehend befriedigt, glücklich hätte sein dürfen, und er taumelte dahin zwischen rasch verflackernden Strohflecken und tatenloser Selbstqual.

Als er vor mir durch die schwüle Nacht ritt, verlängert und verzerrt von Schatten, war er mir ein mittelalterlicher Don Quijote, und — ich hätte einen ganz leidlichen Sancho Panza zu ihm abgegeben.

Die Zikaden zirpten ihre Spottlieder in ermüdendem, betäubendem Tongeschwirr.

Kurz vor Sonsonate durchbrach Don Arturo unser Schweigen, in das wir allmählich geraten waren: „Sie werden übrigens Franziska kaum zu sehen bekommen; denn ich lebe seit einigen Tagen wiederum in innigem Streit mit ihr. Sie ist fortgelaufen und droht, nicht heimzukehren. Es vollzieht sich so häufig bei uns, und dennoch können wir uns nicht lassen. Immer wieder müssen wir zueinander. Und das ist das einzige Glück, das ich kenne, sie neu zu finden, wenn wir nach heftigen Auftritten, nach bitteren Worten uns zu unendlichem Taumel versöhnen und empfinden, wie sehr wir durch unsere Verschiedenheit füreinander geschaffen sind. Aber jedesmal scheint der Streit unheilbarer, jedesmal glauben wir, daß wir nicht wieder zueinander

fönnen, trotzdem uns die Sehnsucht beide zerfleischt. Diesmal dürfte der Riß tödlich sein. . .“

Ah, trübselig sah er nach dem Nachtesfen vor dem Eingang seines Hotels! Er hatte sich seine Angst vom Herzen gesprochen, nun war er leer, nutzlos, arm, wenn nicht ein neues Erlebnis hinzukam. Da er trotz allem liebte, konnte es nur von einer Seite kommen. Sein Gesicht war auch nichts anderes als der Ausdruck wilder und zugleich kläglicher Sehnsucht nach Franziska. Mir aber erschien die Welt, auch neben seinem Leid, das alte, unfassliche Wunder. Hinter den Anrissen der uns gegenüberliegenden kalkweißen Häuser erhob sich der blauschwarze Keel des Vulkans Izalco gegen den dunkelvioioletten, von prunkvollen Sternen geschmückten Himmel. An seinem Gipfel rannen sieben feurige Bäche herab, langsam gleitende Schlangen, in deren Leibern es manchmal weißglutig auffunkelte, um in der Mitte des Berges auszulöschen, als träten sie durch dunkle Pforten wieder in die Erde zurück, sich aufs neue aus dem Gipfel heraus über den Keel herab zu ergießen.

Auf einmal war es, als käme solche Lavaschlange nfluß aus der jenseits der Brücke liegenden Stadt Sonfonate heraus, ein Strom von brennenden Kerzen, die sich aber dann zu beiden Seiten der Straße aufteilten. Junge Mädchen trugen die goldenen Lichter, und der Widerschein zeichnete sich auf bronzeglänzenden Armen und Nacken, auf leuchtenden Kopftüchern und Schleiern. Denn das Besondere der Sonfonatinerinnen sind ihre Schleier. Die kleinen Kinder kommen damit zur Welt; sie verwenden die Schleier schon, wenn sie noch von der Mutter auf dem Rücken oder an der Brust herumgetragen werden; die kleinen Mädchen fangen sich damit, und die großen schlingen sie kunstvoll um Nacken und Arme, durchflechten damit die langen, blauschwarzen Haare. Und alle Schleier sind rot, in den undenklichsten Schattierungen: zinnober, scharlach, purpur, karmin, lila, violett, feuer-, wein-, fleisch- und blutrot geben nur einen kleinsten Bruchteil der Namen, die man für die Farben finden mußte. All dies Rot war nun überhaucht von goldenem Kerzenglanz. In der Mitte der beiden, den Häusern entlang in feierlich unfeierlichem Tanzschritt gehenden Mädchen schritten fünf Musikanten mit Fiedeln und Flöten, zwei Melodien unermüdlich wiederholend, eine getragene, choralmäßige und eine übermütige Tanzweise. Hinter ihnen endlich wurden zwei Puppen hoch auf Stangen getragen, San José und die Virginia, die Muttergottes, beide von mächtigen Panamahüten beschattet.

Es war kurz vor Weihnacht, und die Prozession ging

seit vierzehn Abenden vor die Häuser auserforener und ausgezeichnete Bürger, um für Joseph und Maria Unterkunft zu bitten in den Ställen Bethlehems. Der Erwählte mußte jeweilen zuerst Türen und Fenster verrammeln, um schließlich, nach lang ausgedehntem Wechselgespräch die Gastfreundschafttheischenden einzulassen und mit dem Besten, was Küche und Keller bargen, zu bewirten.

Unversehens brummte Don Arturo vor sich hin. Es war gar nicht gebildet und gut erzogen, daß er „Car-ramba!“ sagte, aber es entfuhr ihm doch. „Die Chica! Dort in der Mitte der drei Hauptfängerinnen! Hält gerade auf mein Haus zu! So will sie Frieden schließen! Der Satan, der geliebte, geliebte!“

Und so kam es. Weit um das Hotel Blanco y Negro gruppierte sich ein Heiligenschein golden beleuchteter, rot umschleierter Kerzentragerrinnen. Don Arturo und seine Diener schlossen in aller Eile Türen und Fensterläden, und draußen hub der weihevollen Choralgesang an. Arturo und seine Dienerinnen antworteten im nämlichen Rhythmus. Es sei zu spät; Ihre Gnaden Herr Joseph und Frau Gemahlin möchten morgen früh anklopfen. Als die im Hause verstummt waren, warteten die draußen eine Weile, dann machten sie kehrt und zogen zur Tanzmelodie ein paar Schritte zurück, Seine Gnaden den schläfrigen Herrn Wirt verspottend. Gleich darauf kamen sie wieder mit der feierlichen Weise. Sie hätten die Riegel in Sonfonate vorgeschoben gefunden, Seine Gnaden der Herr Wirt möchten öffnen. Don Arturo: Es tue ihm so leid, doch sei er gar nicht vorbereitet auf hohen Besuch, er wage es nicht, sein dürftiges Heim anzubieten; man möge sich würdigeren Ort erwählen.

Unterdessen klapperten Teller und klirrten Gläser der hin und her eilenden Diener im Innern des Hauses.

Wiederum machte die Truppe kehrt und ahmte höhnisch die Ausreden des geizigen Wirtes nach. Und wieder kam der feierliche Gesang — niemand im ganzen Neste mehr sei wach — Erbarmen! Miserere!

Da öffneten sich die Pforten weit, Fiedeln und Flöten spielten frohlockende Walzer, Joseph und Maria schwankten auf ihren Stangen mit den Panamahüten herein und wurden hinter dem Schanktisch verstaubt; die Kerzentragerrinnen und die ihnen dicht auf den Fersen folgenden Bursche machten sich über die bereitgestellten Getränke her. Franziska aber fiel aus ihrer Rolle als Chorführerin der heiligen Heilandseltern — sie vergaß die Welt um sich — in hinreißender wilder Leidenschaft schlang sie die Arme um Arturos Hals und bedeckte sein Gesicht mit Küffen. Eng verschlungen entwanden sich die Wiederversöhnten dem Trubel, die aufflammende Sehnsucht zu löschen.

Jochem Steiner.

Eine Geschichte von Hans Roelli, Zürich.

Nachdruck verboten.

(Schluß).

35.

Steiners Jochem ist wieder da! Bald wissen es die letzten Hütten . . . Ich beegne Bauern. Die einen lachen und sagen: „Willkomm! Wärst also wieder da, Bub? Willst jetzt bleiben?“ Die andern schauen mich an und sagen: „Hast gealtert, Bub, müßt gesund werden!“ Der alte Simmer schüttelt den Kopf und sagt recht derb: „Siehst aus, wie wenn du gerauft hättest!“

Das zuwiele Studieren und Denken macht's . . . Deine Frau ist also tot. Ja, es ist schlimm, wenn eine so früh schon gehen muß!“ Ich tu, als höre ich nicht, und gehe rasch weiter. Ich weiche den Daherkommenden aus. Ich gehe bergan. Da sind noch die grauen verschrumpten Hütten und Schindelgaden. Mitten drin steht die Kirche. Ihr Turm hebt sich weiß und ruhig aus den Dächern heraus. Mir gegenüber steht der Wildberg, mein